

## GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

VON HEIMATFREUNDEN FÜR HEIMATFREUNDE



## AUS VERGANGENEN ZEITEN

## Weihnachts-Geschichten

Adventszeit und Weihnachten sind nicht mehr so, wie sie früher einmal waren. Heutzutage fehlt es oft an der richtigen Einstimmung und Besinnung auf das Fest, und auch mit der einstmals so geschätzten Brauchtumpflege in diesen Tagen ist es nicht mehr weit her. Anspruchsdenken, Konsum und Kommerz beherrschen die »staade« Zeit. Eine »Travestie auf die Geschichte der Heiligen Familie« hat ein bekannter Volkskundler das heutige geschäftige Drumherum um das Weihnachtsfest einmal genannt. Dabei war Weihnachten früher ein ausgesprochen karges Fest, der »fastende« Weihnachtstag und die Adventszeit mit ihren Fastengeboten waren »Übung zur heiligen Nüchternheit«. Ich selbst erinnere mich, daß gerade in den schweren Zeiten der Nachkriegsjahre Weihnachten am allerschönsten war. Die gemeinsame Not hat die Menschen damals bescheidener gemacht und empfänglicher für das Geschehen um die heiligen Tage. Die folgenden Geschichten sollen davon erzählen:

## Der Brief ans Christkind

Der kleine Martin schrieb Jahr für Jahr vierzehn Tage vor Weihnachten einen Brief ans Christkind. Jedesmal wünschte er sich eine Eisenbahn, eine ganz einfache, eine zum Aufziehen, keine elektrische. Im Katalog war sie abgebildet. Der Martin schaute sich die Augen aus. Auf einem kreisrunden Gleis stand die Garnitur mit einer Lok, einem Kohlenwagen und zwei Personenwägen. Im Geiste zog er die Lok auf. Dann sauste sie fünfmal im Kreis herum. Mehr schaffte die Feder nicht.

Noch ganz aufgeregt von seiner Illusion setzte er sich hin und schrieb: »Liebes Christkind! Ich wünsche mir eine Eisenbahn. Eine solche wie im Katalog. Wenn du keine mehr hast, dann wünsche ich mir Plätzchen, zwei Oranschen und neue Handschuhe. Dein Martin.« Obwohl die ganze Eisenbahn nur 2,95 Mark kostete, ging Martins Wunsch nie in Erfüllung. Jedes Jahr die gleiche Enttäuschung, und jedes Jahr tröstete die Mutter: »'s Christkind is' selber so arm.«

Als der Martin aus der Schule gekommen war und ein paar Mark

als Lehrbub verdient hatte, erfüllte er sich selbst seine jahrelange Sehnsucht und kauft sich im Spielzeugladen die Eisenbahn.

## Christbaumkerzen



Am Heiligen Abend war es üblich, daß die Kinder nach dem Singen des »Stille Nacht, heilige Nacht« die Christbaumkerzen ausblasen mußten. Längeres Abbrennen duldete der Vater nicht. An den beiden Weihnachtsfeiertagen durften die Kerzen dann noch einmal erstrahlen. Dann war Schluß. Beim Abräumen des Baumes legte die Mutter mit den Kindern den ganzen Schmuck,

auch die Kerzenstummel, in eine Pappschachtel. Die landete dann auf dem Speicher. Da passierte einmal ein Malheur. In der Sommerhitze erwärmte sich der Speicher so stark, daß die Kerzenstummel zusammenschmolzen. Daraufhin mußten die Kinder jedes Jahr jeden Kerzenstummel einzeln in Zeitungspapier einwickeln.

## Kindergeschenke

Im allgemeinen schenkten früher die Kinder ihren Eltern nichts, weder an Weihnachten, noch an Namens- oder Geburtstag. Kinder hatten kein Geld! Und wenn Mädchen ihren Vätern Handschuhe strickten, so mußte die Mutter vorher die Wolle kaufen. Kinder zeigten ihre Dankbarkeit in Form von Folgsamkeit. »Brave und folgsame Kinder sind mir lieber als Geschenke«, meinte die Mutter am Heiligen Abend.

## Armes Christkind

Nach dem jährlich gleichen Festtagsschmaus am Heiligen Abend mit Sauerkraut und einem dünnen Wiener Würstl seufzte der kleine Karli: »I möcht amal so reich sein, daß i so viele Würstl essen kann, bis i nimmer kann.« Und gleich am ersten Schultag nach den Weihnachtsferien erkundigten sich die Kinder untereinander nach den erhaltenen Weihnachtsgeschenken: »Mir hat's Christkind an Baukast'n bracht.« »Mir hat's Christkind an Hampelmann bracht.«

»Mir hat's Christkind an neu'n Pullover bracht.« »Und mir a Pupp'n, die d'Aug'n auf- und zumachen kann.« – »Und dir?«, fragten die Kinder den Karli. Der rückte nur zaghaft mit der Antwort heraus: »An Christbaum«, sagte er ganz verschämt. Da lachten ihn alle aus.

### Weihnachtsgaben der Töginger Werke (nach Zeitungsberichten vom Dezember 1926)

»Einen sehr interessanten Anblick konnte man am Freitag abend hier nach Arbeitsschluß erleben, denn es war die Verteilung der Weihnachtsgaben an die Arbeiterschaft. Das Innwerk und die Vereinigten Aluminiumwerke hatten den verheirateten Arbeitern drei Aluminiumtöpfe gegeben, die Unverheirateten erhielten gute Zigaretten in Aluminiumpackung. Man konnte abends die Arbeiterschaft vollbepackt mit dem Geschirr das Werk verlassen sehen, teils zu Fuß, teils per Rad - die Töpfe unter dem Arm, auf dem Rücken oder vor das Rad gebunden. Daß es dabei auch mancherlei Zwischenfälle gab, braucht nicht erwähnt zu werden. Manchem versuchten die Töpfe sogar auszureißen und rollten in den Straßengraben; sie waren aber wohl wert, wieder gesucht zu werden. Die braven Hausfrauen zu Hause werden ihre haushälterisch veranlagten Ehemänner an diesem Tage mit besonderer Liebe und Freude empfangen haben, um so mehr, da diese wirklich schönen Töpfe ihren Hausstand recht brauchbar und nützlich bereichern. Manche werden das schöne, gute Aluminiumgeschirr nur als Zierstück verwenden. Die Gabe selbst aber möge dazu beitragen, den guten Willen des Arbeitgebers zu schützen und gerechterweise anzuerkennen.«

(Anm.: Trotz der »immer noch stark drückenden wirtschaftlichen Lage« gab es auch im Jahr 1927 wieder »drei erstklassige Stücke Aluminiumgeschirr. Vollgepackt wie der Weihnachtsmann verließen die Arbeiter und Angestellten die Fabrik. Der Hausfrau Küche wird dabei immer einen größeren Glanz bekommen...« – Im Jahr 1928 brachte das Christkind dann Geldgeschenke »nach Dienstjahren eingeteilt bis zu 25 Mark«. Außerdem bekam jedes steuerungspflichtige Kind 5 Mark »als freiwillige Zuwendung der Werksdirektion«.)

### Weihnachtsspiel in der Töginger Kinderbewahr-Anstalt (Zeitungsbericht aus den gleichen Jahren)

»Das jährliche Weihnachtsspiel unserer Kleinsten übte am Mittwoch wieder seine Anziehungskraft aus. Es ist der ewig alte, aber immer wieder beseligende Gedankenkreis ums Christkindlein, den eben niemand besser zum Ausdruck bringen kann, als jene unschuldigen Kinderherzen, die dem göttlichen Kinderfreund am nächsten sind. So wirkten auch die einzelnen Darstellungen und Krippenbilder in un-übertrefflicher Natürlichkeit und jedes für sich mit Deutlichkeit, daß ein gerüttelt Maß von Arbeit daran hängt. Allzusehnlich entzünden diese so mühsam erstellten Bilder wieder von der Bühne, nicht aber ohne offensichtlicher Dankbarkeit gegen jene, die die Kleinkinderwelt das ganze Jahr hindurch betreuen. [Gemeint sind hier die Ehrw. Schwestern Franziskanerinnen, die damals in Tögging auch die Kinderbewahr-Anstalt (Kindergarten) in ihrer Obhut hatten.] Sie und die Kinder selbst verdienen deshalb den sonntäglichen Besuch ihres Festspiels, das wirklich in schönster Weise hinüberleitet zum kommenden großen Fest göttlicher Huld und Gnade.«

### Weihnachten in Tögging vor 70 Jahren (Zeitungsbericht um 1930)

»Kein Fest wirft seine Schatten so lange voraus, wie Weihnachten, weil kein Fest mit so viel Freude und so viel Sehnsucht erwartet wird, und weil es großer Vorbereitungen bedarf, um allen Anforderungen, die Weihnachten stellt, gerecht zu werden. Weihnachtsfreude und Weihnachtsglanz haben hier reichlich Einkehr gehalten. Sind auch die Tage des Schenkens und Freudebringens vorüber, der Abglanz verweilt. Selige Zeit freudiger Erwartung und froher beglückender Liebe in jedem einzelnen! Weit standen die Türen offen zum Mitmenschen. Im tannengrün duftenden, von Kerzenschein durchschimmerten Lichtschein stand die Jugend, standen die Armen und die Kinderreichen der Gemeinde und die ganz Kleinen in der Anstalt, die alle in ihrer Art, aber voll des Glückes, Vorweihnachten feierten. Der Hl. Abend aber brachte den Weihnachtszauber in die eigenen Familien. Gegen Mitternacht wurde es lebendig um den schimmernden Baum am Heldenfriedhof. Viel

Volk strömte zur feierlichen Christmette. Nach dieser tönte das »Stille Nacht, heilige Nacht«, vorgetragen vom hiesigen Liederkranz, am Heldenfriedhof durch die Nacht. Alles lauschte in Ehrfurcht den frommen Weisen. Auch in der Fabrik leuchtete da und dort ein Christbaum, denn auch die Männer, die die Pflicht an den Arbeitsplatz band, wollten »ihr Weihnachten« haben. In vielen Familien wartete das Christkind, bis der Vater von der Schicht heimkam. Das forderte von den Kleinen allerdings viel Geduld, besonders angesichts der brennenden Christbäume, die schon aus den anderen Häusern schimmerten.«

### Weihnachten 1944 von Anneliese Harner

Meine Weihnachtsgeschichte ist keine frohe oder gar fröhliche Erzählung. Was hätte es auch damals 1944, als die Geschichte spielt, in der schrecklichen Zeit des Zweiten Weltkrieges Erheiterndes gegeben. Der Grundgedanke des Weihnachtsgeschehens zu Bethlehem »Friede den Menschen auf Erden!« wurde seit Jahren schon von den Mächtigen dieser Welt wieder einmal, wie schon so oft in den vergangenen 2000 Jahren, auf das Schändlichste mit Füßen getreten und hatte keine Gültigkeit mehr. Mord und Tod, Leid, Elend und Not, Terror und Vernichtung waren millionenfach über ganz Europa und die halbe Welt hereingebrochen.

Ich bin sicher, daß ein jeder, der diese Kriegsweihnacht erlebte, sei es als Soldat an der Front, oder als Kriegsgefangener im Lager, sei es als Verfolgter im KZ, als Ausgebombter in der Notunterkunft oder als Heimatvertriebener auf der Flucht, seine eigene eindrucksvolle Weihnachtsgeschichte schreiben könnte. Im Vergleich zu dem, was diese Menschen mitgemacht und ausgestanden haben, ist mein Erlebnis harmlos.

Trotzdem möchte ich davon berichten und wäre es nur darum, ein wenig zum Nachdenken zu veranlassen. Zum Nachdenken darüber, wie wirklich schlecht es uns vor noch gar nicht allzu langer Zeit einmal ging.

Es war am 24. Dezember 1944. In der Absicht, das Weihnachtsfest wie jedes Jahr daheim bei der Familie zu verbringen, ging ich schon in aller Früh zum Freisinger Bahnhof, um über München oder Landshut eine Zugverbindung nach Burghausen ausfindig zu machen. Die Fahrpläne waren damals nur noch Theorie, die Realität war stundenlanges Warten auf die Abfahrt oder Ankunft eines Zuges. Mit der Abfahrt klappte es an diesem Tag einigermaßen, weni-

Hinweis: Die ersten kurzen Geschichten stammen von dem, 1922 in Diessen an Ammersee geborenen Oberlehrer i. R. Martin Meier. In zwei Bänden hat er unter dem Titel »Das war Armut« Erinnerungen aus der »guten« alten Zeit und an das Landleben in den 20er und 30er Jahren zusammengetragen und aufgeschrieben.

Viel Autobiographisches ist mit dabei. Das Werk ist ein volkskundliches Nachschlagewerk ersten Ranges. Es hat auch Aufnahme in diverse Archive gefunden. Den ersten Band gibt es noch zum Preis von 25,- DM, porto- und verpackungsfrei über Martin Meier, Fürholz 1, 86911 Diessen a. A.

ger mit der Ankunft am Zielort.

Weil bei einem Bombenangriff auf den Mühldorfer Bahnhof die Gleisanlagen nach Altötting vollkommen zerstört waren, mußte der Zug umgeleitet werden. Was zur Folge hatte, daß ich nicht in Burghausen, wohin ich meine Fahrkarte gelöst hatte, sondern mit erheblicher Verspätung um 9 Uhr abends in Markt am Inn ankam. Da stand ich nun ziemlich ratlos und völlig durchgefroren, der Waggon war nicht geheizt, und bis Mühldorf war ich am Trittbrett hängend gereist, auf dem stockfinsternen, fremden Bahnhof. Die paar Reisenden, die mit mir ausgestiegen waren, hatten sich schnell verlaufen, der Ort war menschenleer, wie ausgestorben. Ich aber mußte noch auf Schusters Rappen heim nach Burghausen gehen, gut 12 Kilometer durch den finsternen Marktler Wald. Mit einem Stoßgebet auf den Lippen und viel Vertrauen auf die Heilige Nacht machte ich mich auf den Weg, in ausgelatschten Sommerschuhen, ohne Wintermantel, Handschuhe und Kopfbedeckung. Mein braunes Trachtenkostüm war aus einer alten Decke genäht, mein Pull-over aus aufgedrehtem Getreidebinddegarn gestrickt. Alles in allem eine Garderobe, die zu besitzen im vorletzten Kriegsjahr ein großer Vorzug war. Nur für einen Fußmarsch von 3 bis 4 Stunden im Winter war sie nicht geeignet.

Die Verhältnisse auf der damaligen Sandstraße von Markt nach Burghausen waren miserabel, es war weder geräumt noch gestreut und streckenweise sehr rutschig, vor allem wenn man in eines der unzähligen Schlaglöcher geriet.

Am meisten zu schaffen aber machte mir mein über 40 Pfund schweres Weihnachtsgeschenk für die Eltern und Geschwister. An jeder Hand trug ich einen Blecheimer, bis zum Deckel gefüllt mit dickem, braunen Sirup. Dieser in sehr mühevoller Arbeit aus Zuckerrüben hergestellte, etwas herb schmeckende Rübenhonig war damals als Süßungsmittel und Brotaufstrich sehr beliebt und heißbegehrt. Deshalb hatte ich mich auch nicht entschließen können, die zwei Eimer in der Gepäckaufbewahrung zu deponieren. Es ging so viel verloren in dieser Zeit und der Hunger tut weh. Nicht ahnend, wie schwer 40 Pfund aber sind, wenn man sie 12 km zu tragen hat, nahm ich die Kübel mit auf den Weg. Es wurde eine Plagerei. Mit jedem Kilometer den ich hinter mich brachte, wurden die zwei Eimer mit dem süßen Inhalt schwerer und schwerer und ich war gezwungen, in immer kürzeren Abständen Rastpausen einzulegen. Die dünnen Drahtenkel der Eimer hatten auf meinen Handflächen bereits jede Menge Striemen und Wasserblasen hinterlassen, was sehr weh tat. Ein Königreich für ein kleines Handwaggerl, einen Schlitten oder für jemand, der mir tragen half. Wer die heutige Verkehrskapazität der Marktler Straße kennt, wird es nicht für möglich halten, daß mir auf dem ganzen Heimweg zwischen

Markt und Burghausen niemand und nichts begegnet war.

Nur mit Mühe widerstand ich dem Wunsch, die Eimer loszuwerden und sie einfach am Straßenrand abzustellen. Was sollte ich meiner Familie dann zu Weihnachten schenken?

Als ich, weil jeder Weg einmal

ein Ende nimmt, um 2 Uhr nachts in meiner Heimatstadt ankam, war ich fix und fertig. Bis auf die Haut durchnäßt, halb erfroren und zum Umfallen müde, galt mein einziger Gedanke nur noch einem warmen Bett.

Doch schon ein winzigkleiner Lichtschein, der, obwohl strengstens verboten, durch die Verdunkelung des Küchenfensters drang, als ich mich dem Zuhause näherte, ließ alle meine Strapazen schon fast wieder vergessen. Die Eltern und Geschwister waren noch wach, man hatte auf mich gewartet. Weil mein Kommen mit dem Abendzug längst beschlossene Sache war, machte man sich über mein Ausbleiben die allergrößten Sorgen. Fast täglich wurden zur

damaligen Zeit Züge auf offener Strecke angegriffen und beschossen.

Als ich nun plötzlich in der Tür stand, war die Freude groß und meine Heimkehr wurde fast gefeiert wie die Heimkehr des biblischen verlorenen Sohnes. Nur, daß Mama mir, mangels eines gemästeten Kalbes einen Teller Kartoffelsuppe aufwärmte, in der einsam ein kümmerliches Wienerwürstel schwamm.

Die anschließende Bescherung ging schnell vonstatten. Um Weihnachtslieder zu singen, war es wegen der bereits schlafenden Wohnungsnachbarn schon zu spät, und um den Christbaum anzuzünden, fehlten die Kerzen. Die hatte man längst nach und nach bei den Stromabschaltungen aufgebraucht. Während ich also die zwei Eimer Sirup unter die windschief gewachsene, lichterlose Fichte stellte, überreichte Mama mir einen Rock. Einen Rock, der aus den noch brauchbaren Teilen einer alten Pelerine, einer Herrenhose und eines bereits zweimal gewendeten Morgenmantels zusammengestüekelt war.

»Fürn Werktoag geht a scho no,« sagte sie dazu etwas verlegen. In guten Zeiten hätte man beim Anblick dieser einmaligen Kreation sicherlich hellauf gelacht, so aber war ich dankbar und bewegt zugleich, weil ich wußte, wie nötig Mama den Rock hätte selber brauchen können. Aber auch die kleinen Geschwister hatten ein Christkindl für mich bereitet. Ein aus den braunen Samen der Bucheckern aufgereihtes Halsketterl, die Schwester. Der Jüngste der Familie aber überraschte mich mit einem aus einer alten Zigarrenkiste ausgesägten, grün angemalten Frosch. Mir steckte ein Frosch im Hals vor lauter Rührung und meine aufgerissenen Hände taten auf einmal gar nicht mehr so weh.

Vaters Geschenk an uns alle war eine bacherlwarme Stube während der Feiertage. Als »Verwalter« des heimischen Hausbrandes sonst um jedes Holzscheit und jede Schaufel Kohle feilschend, hatte er Großvaters alte, wurmstichige Hobelbank zersägt, um das ewig hungrige Ofenloch zu füttern. Nachdem Mama anschließend an die Bescherung meine zerschundenen Hände heilkundig versorgt hatte, ließ sie es sich nicht nehmen, um 3 Uhr früh noch einen Punsch zu brauen. Das aus Hagebuttentee, Hollundersekt und Apfelschalenaufguß gemachte Getränk hatte mit einem Punsch allerdings nicht mehr gemeinsam, als daß es heiß war. Die dazu gereichten Plätzchen mit dem Namen »Pflastersteine« machten ihrem Namen alle Ehre. Auf alle Fälle aber gingen wir mit vollem Magen ins Bett, was ganz gewiß viele, viele Menschen am Heiligen Abend 1944 nicht von sich behaupten konnten.«

### Weihnachten 1956

»WENN IN SCHNEE UND EIS DIE WELT ERSTARRT,  
 DAS JAHR ZUM ENDE SICH NEIGT,  
 WENN DIE WELT AUF DAS FEST DER LIEBE HARRT  
 UND HASS UND HADER SCHWEIGT,  
 WENN DER MENSCH NACHSINNT UND EINKEHR HÄLT,  
 HALT MACHT IM HASTEN UND JAGEN,  
 EIN LICHTSTRAHL IN ALLE HERZEN FÄLLT  
 IN DIESEN GLÜCKLICHEN TAGEN,  
 DANN LÄUTEN DIE GLOCKEN DIE WEIHNACHT EIN  
 MIT LAUTEM EHERNEN SCHALL.  
 MÖCHT' ES DOCH IMMER WEIHNACHTEN SEIN  
 FÜR ALLE MENSCHEN - FÜR ALLE!«

Von einem ehemaligen VAW-Mitarbeiter  
 (Mitgeteilt von Georg Fuchshuber)

*Ganz in diesem Sinne wünscht allen Lesern des »Stadtblatls« - vor allem auch der Seiten »Aus vergangenen Zeiten« - ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein friedvolles, glückliches Jahr 2000*

*Peter Vornehm, Stadtheimatpfleger*